

Christine Brand  
Vermisst – Der Fall Lucas



Christine Brand

# **Vermisst**

Der Fall Lucas

Kriminalroman

blanvalet

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026  
Copyright © 2026 bei Christine Brand  
Copyright © 2026 bei Blanvalet in der  
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München.  
Vermittelt durch die Literarische Agentur Kossack.  
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Beate De Salve  
Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
JaB · Herstellung: AnG  
Satz: Satzwerk Huber, Germering  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7645-0963-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

## Prolog

Nora schauderte. Sie hatte Angst. Wobei *Angst* das falsche Wort war; sie wusste, dass ihr nichts passieren konnte, dass das alles nicht ernst zu nehmen war. *Scharlatanerie*, hatte ihr Vater es genannt, *esoterischen Bullshit*. Trotzdem hatten ihre Eltern sie ziehen lassen. Wegen Jenny. Doch Nora wollte nicht hier sein, nicht an diesem Ort, nicht an diesem Tag, nicht aus diesem Grund.

Mit einem Toten reden ... Wie sollte das denn gehen? Aber sie hatte es ihrer Freundin versprochen. Sie konnte nicht einfach Tschüss sagen und sie allein lassen, unmöglich.

»Bist du sicher, dass du das tun willst?«, fragte Nora.

Jenny presste die Lippen zusammen und nickte. Nora kannte den Gesichtsausdruck. Es brachte jetzt nichts, mit ihr zu diskutieren, gegen Jennys Sturkopf kam sie nicht an. Sie hoffte, dass diese Nacht ihre Freundin nicht um Monate zurückwerfen würde. Vielmehr sollte die Zereemonie ihr helfen loszulassen. Matthias loszulassen. Schon ein Jahr war seit der Tat vergangen. Nora fand, Jenny sollte endlich wieder zu leben beginnen, schließlich war an jenem Tag nicht sie gestorben. Aber das war wohl einfacher gesagt als getan.

Nora griff nach Jennys Hand, hielt sie kurz fest. Sie würden das gemeinsam durchstehen, wie schon so vieles.

Hinter Jenny ragten die Mauern der Ruine in den Himmel und verschwanden im Schwarz der Nacht. Kein Mond. Nur das Knistern des Feuers war zu hören, und das Wispern der Blätter im Wind. Nora durfte nicht daran denken, was hier exakt vor einem Jahr passiert war, sonst wurde ihr übel.

Dankbar griff sie nach der Wasserflasche, die ihr jemand reichte. Ihre Hand zitterte.

*Du tust das für Jenny.*

»Seid ihr bereit?«

Zögernd betrachtete Nora das Ouija-Brett, während Jenny entschlossen die Fingerspitzen auf die Planchette legte.

»Ihr erinnert euch an die Regeln?«

Stummes Nicken. Mit einem Seufzen berührte Nora das Holzstück ebenfalls, und die anderen taten es ihr gleich. Sie schloss die Augen.

Jenny begann ein Gebet zu murmeln. »Matthias, Liebe meines Lebens, ich rufe deinen Geist an, mit uns in Kontakt zu treten. Vertreibe das Böse, und öffne dich für uns. Lass uns noch einmal zusammen sein. Wir sind hier, wo du diese Erde verlassen musstest, aber wir wissen, dass du noch immer nah bist. Bitte sprich mit uns.«

Die Zeit hielt inne, nichts regte sich; bewegungslos saßen sie im Kreis. Nora ertrug die Stille kaum. Sie wollte sich rühren, aufstehen und weggehen oder sich hinlegen. Sich vorher Mut anzutrinken, war keine gute Idee gewesen ...

Auf einmal fühlte sie sich entsetzlich müde. Ihre Arme wogen schwer, als zöge sie jemand an Fäden nach unten. Oder bildete sie sich das nur ein?

Plötzlich spürte sie etwas. Die Planchette ruckelte.

In dem Moment durchstieß der Schrei eines Kauzes die Nacht. Nora zuckte zusammen und blickte zu Jenny, die die Augen noch immer geschlossen hielt. Die Flammen inszenierten einen Schattentanz auf ihrem Gesicht. Sie wirkte ganz ruhig und zugleich verletzlich wie ein Kind. Nora wollte sie beschützen, obwohl sie wusste, dass das unmöglich war. Niemand konnte Jenny den Schmerz nehmen.

Wieder bewegte sich die Planchette unter ihren Händen. Sie wanderte zu einem Buchstaben.

## H

Wer war das? Jenny? Oder Jennys Unterbewusstsein, das sich nichts mehr wünschte, als mit Matthias in Kontakt zu treten?

Noras Vater hatte vom *Carpenter-Effekt* und noch von einem anderen Phänomen gesprochen, dessen Namen sie vergessen hatte. Er hatte behauptet, es lasse sich wissenschaftlich erklären, warum sich die Planchette bewegte – falls sie das denn tat. Mit dem Geist eines Toten habe das jedenfalls nichts zu tun.

Und was, wenn doch?

Die Planchette setzte sich erneut in Bewegung. Sie schob sich unter ihren Händen nach links und stoppte beim zweiten Buchstaben.

## E

Nora hielt den Atem an. Sie schaute in die Gesichter der anderen, die ebenso fassungslos wirkten, wie sie selbst es war. Nur Jenny blickte ruhig auf das Brett. Ihre Lippen formten ein Wort. Sie flüsterte seinen Namen. *Matthias*.

Auf einmal hoffte Nora, dass es wirklich Matthias war, der mit ihnen sprach. Sie hoffte es für Jenny.

Die Planchette wanderte weiter.

## L

Noras Lider schienen eine Tonne zu wiegen. Sie schaffte es kaum, die Augen offen zu halten. Auch ihr Kopf war viel zu schwer. Es hätte sie nicht gewundert, wenn er wie eine Bowlingkugel von ihrem Körper gerollt wäre. Was war bloß los mit ihr? Machte das der Geist? Matthias? Warum?

Nora driftete kurz weg, fing sich aber gleich wieder, als sich die Planchette unter ihren Händen erneut bewegte.

*Oder setzen wir sie in Bewegung?*

Sie schob sich zum Ausgangspunkt, hielt kurz inne und ruckte dann wieder zurück zu demselben Buchstaben.

## L

»Er will *Hello* sagen!«, flüsterte Jenny.

Sie klang seltsam, als blieben die Worte an ihren Lippen kleben. Matthias würde nicht *Hello* sagen, er hatte nie *Hello* gesagt. Er hatte *Hey* gesagt. Oder *Ciao*.



Nora fiel das Denken schwer. Ihr Hirn funktionierte nicht mehr richtig, und auch mit ihren Augen stimmte etwas nicht. Meinte er HELL, weil dort, wo er sich befand, Licht war?

Nora kippte zur Seite. Sie verlor die Hände der anderen und wollte sich wieder aufsetzen, doch sie hatte keine Kraft. Ihr Kopf sank zu Boden. Sie blieb liegen.

*Oder HELL – wie HÖLLE?*



# 1.

»Was ist da drin?«

»Ein Chamäleon.«

»Ein Chamäleon? Echt jetzt?«

»Ja.« Malou legt eine Hand auf den Deckel der Styroporkiste, als müsste sie deren Inhalt vor dem neugierigen Jungen beschützen.

»Wie heißt es denn?«

»Frederick.«

»Ich glaube, Frederick will raus.«

In dem Punkt stimmt Malou dem Jungen zu. Es ist nicht zu überhören, dass es Frederick in der Box nicht gefällt. Er rumpelt und poltert darin herum, als würde er ein Abendturnprogramm absolvieren – und das, nachdem er sich in den letzten Tagen kaum gerührt hat.

Darum sitzt sie hier, im Wartezimmer des Tierarztes. Heute Nachmittag war Frederick derart apathisch, dass sich Malou nicht sicher war, ob er überhaupt noch lebt. Vielleicht ist seine derzeitige Hyperaktivität das letzte Aufbäumen vor dem finalen Atemzug. Oder aber er ist einfach gestresst. Malou könnte es Frederick nicht mal verübeln, obwohl sie sich große Mühe gegeben hat, die Transportkiste exakt nach der Anweisung des Reptilien-

ratgebers einzurichten. Aber vielleicht hätte sie besser den Bus genommen, statt mit der Box zwischen den Beinen auf ihrer braunen Vespa hierherzufahren. Womöglich hat es Frederick zu sehr durchgeschüttelt.

Nervös fährt sie sich mit der Hand durch die kurzen roten Haare und hofft, dass sie bald an der Reihe ist.

»Frau Löwenberg?«, fragt in dem Moment eine männliche Stimme.

Der Arzt, der in der Tür erscheint – schwarzes Haar, helle Augen, akkurat geschnittener Dreitagebart –, sieht unverschämt gut aus. Malou steht auf und trägt die Styroporbox ins Behandlungszimmer. Sie wünscht sich, sie wäre dem Mann, der sich als Dr. Rabe vorstellt, unter anderen Umständen begegnet.

»Wer ist denn der kleine Patient?«

Malou hebt Frederick vorsichtig aus der Kiste. »Das ist Frederick, mein Sorgenkind. Er hat sich in den letzten Tagen kaum bewegt und viel geschlafen«, erzählt Malou. »Manchmal hat er seltsam gezittert.«

»Frisst er?«

»Wenig.«

Malou schielt auf das Namensschild des Arztes, doch da steht kein Vorname, nur ein A. In Gedanken nennt sie ihn Adrian.

Adrian zuckt zusammen, als plötzlich der Titelsong von *Kill Bill* durchs Zimmer dröhnt. Hastig sucht Malou in ihrer Tasche nach dem Handy.

»Entschuldigung«, murmelt sie, als sie den Anruf auf stumm schaltet. Er stammt von einer Festnetznummer, die sie nicht kennt. Womöglich verpasst sie gerade einen

Auftrag, den sie dringend brauchen würde. Sie verflucht den Anrufer ebenso wie Frederick für das miserable Timing.

Malous Vermisstenbüro als florierende Privatdetektei zu bezeichnen, wäre die Übertreibung des Jahrhunderts. Wenn es weiterhin so schlecht läuft wie bisher, wird sie sich schon in zwei, drei Monaten wieder eine Stelle suchen müssen. Dabei ist sie nach wie vor überzeugt, dass es die beste Entscheidung ihres Lebens war, bei der Polizei zu kündigen – wären da nur nicht die ständigen Geldsorgen.

»Er leidet an einer Hypoglykämie.«

»Wie bitte?« Malou blickt den Arzt irritiert an.

»Ihr Chamäleon! Frederick ist unterzuckert. Die Symptome sind eindeutig.«

»Das heißt, er wird nicht sterben?«

»Nein, er stirbt nicht. Ich werde ihm eine Glukosespritze setzen; danach wird es ihm sofort besser gehen. Zusätzlich gebe ich Ihnen eine Lösung mit, die Sie ihm bitte in den nächsten fünf Tagen einflößen.«

»Warum ist er denn krank geworden?«, fragt Malou.

»Haben Sie ihn Winterruhe halten lassen?«

»Ja.«

»Chamäleons sind nach der Überwinterung anfällig für Hypoglykämie. Die häufigste Ursache ist aber psychischer oder physischer Stress. Deswegen frisst er nicht richtig.«

»Frederick, gestresst?« Malou kann sich kein anderes Lebewesen vorstellen, das weniger gestresst wirkt als ihr Chamäleon. Frederick macht nichts anderes, als auf

einem Ast herumzusitzen, hin und wieder die Zunge auszurollen und ein Insekt hinunterzuwürgen.

»Oder sind *Sie* gestresst?«, antwortet Dr. Rabe mit einer Gegenfrage.

»Ich? Nein!« Ihre Antwort kam zu schnell, denkt Malou. Man kann auch von zu wenig Arbeit gestresst sein.

»Dann ist es ja gut. Ihr Stress kann sich nämlich auf das Tier übertragen.«

Malou blickt den Arzt skeptisch an. Er wirkt nicht so esoterisch, wie er gerade klingt.

»Können Sie ihn bitte mal so halten, dass er sich nicht bewegt? Dafür müssen Sie ihn mit beiden Händen fixieren.«

Dr. Rabe schiebt eine von Malous Händen etwas nach hinten, sodass sie Frederick am Kopf und am Schwanz festhält. Dann desinfiziert der Arzt eine Stelle an der seitlichen Brustwand des Tieres, bereitet die Spritze vor und setzt sie an.

Malou dreht den Kopf weg und schließt die Augen. Frederick hingegen ist keine Reaktion anzumerken.

»So, schon bald wird er wieder ganz der Alte sein.«

Fünf Minuten später verlässt Malou die Tierarztpraxis, eine Glukoselösung in der Tasche und die Styroporbox in den Händen. Sie deponiert die Kiste mit Frederick auf dem Trittbrett ihrer Vespa, die sie liebevoll Bruna nennt. Doch bevor sie sich den Helm aufsetzt, greift sie zum Handy. Niemand hat eine Nachricht hinterlassen, also klickt sie die Nummer an, die ihr als unbeantworteter Anruf angezeigt wird. Sie muss es lange klingeln lassen.

Als sie schon aufgeben will, ertönt ein Klicken, und sie hört ein Rascheln. Dann meldet sich eine Stimme, die klingt, als käme sie von weit weg.

»Boban am Apparat.«

»Guten Abend, Frau Boban, hier Löwenberg, Sie haben versucht, mich zu erreichen?«

»Löwenberg?« Die Frau wirkt irritiert.

»Malou Löwenberg, ich führe das Vermisstenbüro. Mein Handy hat mir Ihre Nummer angezeigt.«

»Das Vermisstenbüro, ja, das war ich. Ich habe einen Auftrag für Sie.«

»Darf ich fragen, worum es geht?« Seit Malou um ein Haar einen Fall angenommen hätte, bei dem es um einen entlaufenen Dackel ging – irrtümlicherweise hatte sie gemeint, ein Kind werde vermisst –, ist sie bei der ersten Kontaktaufnahme vorsichtiger.

»Nein.«

»Bitte?«, fragt Malou überrascht.

»Nein, wir können das nicht am Telefon besprechen.« Frau Boban flüstert mehr, als dass sie spricht.

»Wenn Sie möchten, kommen Sie doch gerne bei mir im Büro vorbei«, bietet Malou an. »Zum Beispiel morgen Vormittag. Ich könnte ...«

»Nein.«

»Nein?«

»Sie müssen zu mir kommen.«

»Okay.« Malou gefällt dieses Gespräch nicht, gleichzeitig weckt es ihre Neugierde. »Wo finde ich Sie?«

»Ich wohne am Buchenweg 31 in Muri bei Bern. Morgen, zehn Uhr. Fragen Sie nach Lana Boban.«

Ein Klicken, dann ist die Leitung tot. Malou blickt verwundert auf ihr Telefon und fragt sich, was das gerade gewesen ist. Hastig öffnet sie die Notizen-App und tippt Namen und Adresse ein, bevor sie beides vergisst. Malou weiß ungefähr, wohin sie morgen fahren muss; es handelt sich um eine eher wohlhabende Gegend an der Grenze zur Stadt Bern.

Es klang so, als ob Lana Boban Bedienstete hätte, die für sie an die Tür gehen, also muss sie Geld haben. Das ist schon mal eine gute Voraussetzung. Malou fragt sich, wen die Frau wohl vermisst.

Frederick rumpelt in seiner Kiste, er wird langsam ungeduldig. Sie sollte ihn nach Hause bringen.

»Nur noch einen Moment«, verspricht sie.

Bevor sie losfährt, googelt sie rasch die Adresse, die sie notiert hat, und stößt auf mehrere Links. Als sie eine der Websites anklickt, erkennt Malou sofort, dass ihr erster Eindruck sie getäuscht hat – und dass dies ein schwieriger und wohl auch dringender Auftrag werden wird: Lana Boban lebt in einem Sterbehospiz.



## 2.

Die Villa sieht aus, als könnte sie Tausende Geschichten erzählen. Malou blickt an der Fassade hoch; ein Herrschaftshaus, Sandsteinsäulen und Erker, drei Etagen. Es liegt an einer ruhigen Straße, dahinter das offene Feld, das in einen Wald übergeht. Es wäre wunderbar, in einem solchen Haus zu leben, wenn man nicht zum Sterben hier einziehen würde.

Malou blickt auf die Uhr: eine Minute vor zehn. Die Sonne steht schon hoch am Himmel, ein strahlend schöner Tag, was so gar nicht zu Malous Stimmung passen will. Sie muss sich überwinden, auf die Klingel zu drücken. Bisher hat sie immer gedacht, sie habe weniger Berührungsängste mit dem Tod als andere, weil sie in einer Bestatterfamilie aufgewachsen ist. Doch das hier ist etwas anderes. Sie wird gleich jemanden treffen, der gerade noch *nicht* gestorben ist. Zudem hat sie keine Ahnung, wer sie warum erwartet.

Das Klingeln dröhnt durchs Haus und zerstört die Stille. Malou linst zwischen den Gitterstäben durch das Glas, das in die Tür eingelassen ist, und erkennt dahinter eine Steintreppe, die nach oben führt, einen alten, gemusterten Kachelboden sowie links und rechts massive Holztüren. Es knackt in der Gegensprechanlage.

»Guten Tag«, sagt eine weibliche Stimme.

»Ich bin ...« Malou muss sich räuspern. »... ich bin Malou Löwenberg. Ich habe ...«

Was hat sie eigentlich genau? Einen Termin?

»Sind Sie angemeldet?«

»Ja. Lana Boban erwartet mich.«

»Ich komme.«

Die Frau, die Malou wenig später die Tür öffnet, wirkt weder alt noch jung, fast so, als wäre sie ein zeitloses Wesen. Halblanges braunes Haar, Mittelscheitel; eine pflegeleichte Frisur. Darunter ein Gesicht, das in keiner Weise besonders ist. Das Einzige, das an der Frau auffällt, ist die eher maskuline schwarze Brille. Malou weiß jetzt schon, dass sie sich morgen nicht mehr an die Gesichtszüge erinnern wird. Die Frau trägt eine weiße Hose und einen hellblauen Kittel; die Uniform des Pflegepersonals, die in einem solchen Herrschaftshaus irgendwie deplatziert wirkt.

»Ich bin Frau Kerr, die Hospiz-Leiterin«, sagt sie mit einer warmen Stimme. »Ich führe Sie zu Frau Boban.«

Als Malou hinter ihr die Treppe in den zweiten Stock hochsteigt, fragt sie sich, ob Frau Kerr überhaupt glücklich sein kann, wo sie doch Tag für Tag Menschen in den Tod begleitet. Oder ist für sie das Glück vielleicht sogar größer und fassbarer als für andere, die sich nicht mit dem Sterben befassen? Weil sie angesichts des Todes das Leben mehr zu schätzen weiß?

Sie betreten einen Flur, von dem mehrere Türen abgehen. An einer hängt ein lila Traumfänger, verziert mit einer Feder. Auf einem Tischchen davor steht eine brennende Kerze.

»Das ist unser Federritual«, sagt Frau Kerr, als sie Malous Blick bemerkt.

»Was bedeutet es?«

»Es steht für Abschied. So wissen die anderen Bewohner, dass ein Verstorbener in dem Zimmer liegt. Er wird zwei Tage lang aufgebahrt, damit sich alle von ihm verabschieden können.«

Frau Kerr wendet sich wieder ab, geht einen Raum weiter und klopft leise an. Sie öffnet die Tür einen Spalt breit, ohne hineinzuschauen.

»Frau Boban, Ihr Besuch ist da. Kann ich Frau Löwenberg hereinbitten?«

»Einen Moment.« Die Stimme ist nur ein Flüstern.

Malou ist nervös, und sie ärgert sich darüber. Schließlich hat sie kein Rendezvous mit dem Tod persönlich. Sie ist hier, weil eine unheilbar kranke Frau womöglich einen Auftrag für sie hat.

»Ich bin bereit.«

Frau Kerr öffnet die Tür nun ganz und weist Malou mit einer Geste an, einzutreten.

Lana Boban liegt in einem Krankenbett und geht darin verloren. Sie wirkt abgemagert, die Augen ruhen tief in den Höhlen, und jeder Knochen ihres Gesichts steht hervor. Dennoch erkennt Malou auf den ersten Blick, dass die blasse Frau einmal wunderschön gewesen sein muss, und irgendwie ist sie das immer noch, obwohl die Krankheit deutliche Spuren hinterlassen hat.

Neben dem Bett stehen ein Beatmungsgerät und ein Rollstuhl, vor dem Fenster ist eine kleine Sofaecke eingerichtet, umrahmt von Zimmerpflanzen. Ein Versuch, den

Eindruck von Häuslichkeit zu erwecken, die es jedoch an diesem Durchgangsort nicht wirklich geben kann. Malou hat auf der Website gelesen, dass die Patienten in der Regel nur zwei bis drei Wochen hierbleiben – und dann sterben.

»Guten Tag, ich bin Malou Löwenberg.« Sie reicht Lana Boban die Hand.

»Malou! Ich bin Lana. Lass uns Du sagen, wir sind etwa im gleichen Alter.«

Malou erschrickt. Die Frau vor ihr wirkt wie eine Greisin. Doch so alt kann sie nicht sein. Ihr langes Haar ist tiefschwarz, die Haut angespannt, aber nicht faltig. Etwas in Lanas Gesicht kommt Malou vage bekannt vor. Die Erinnerung, wie die Frau früher ausgesehen hat, springt sie aus dem Nichts an. Natürlich, der Name! Lana Boban war Politikerin. Bis vor einigen Jahren war sie in den Medien präsent; sie saß für die Sozialdemokraten im Parlament. Wie schnell sich ein Leben völlig verändern kann.

*Vorbei sein kann*, korrigiert sich Malou in Gedanken.

»Sie dürfen uns allein lassen, Frau Kerr.« Lana Boban macht eine müde Handbewegung.

Kaum hat die Leiterin die Tür hinter sich geschlossen, wird Lana von einem Hustenanfall erschüttert. Malou blickt sich Hilfe suchend um, doch Lana schüttelt den Kopf.

»Schließ bitte ab«, flüstert sie, nachdem der Husten sich wieder beruhigt hat.

Malou geht zur Tür, dreht den Schlüssel um, zieht einen Stuhl ans Bett und setzt sich. Sie verspürt den Drang, La-

nas Hand in ihre zu nehmen, doch stattdessen klaubt sie ihr schwarzes Notizbuch aus der Tasche.

*Professionell bleiben*, sagt sie sich in Gedanken.

»Du hast mich kontaktiert, weil du meine Hilfe brauchst?«

Lana nickt und formt mit den Händen ein T – Timeout. Allerdings will sie damit wohl keine Auszeit andeuten, sondern das Ende.

»Ich werde bald sterben, und wenn man stirbt, möchte man mit sich selbst im Reinen sein.« Lana macht eine Pause, das Atmen fällt ihr schwer. »Aber das bin ich nicht.«

Malou drängt es, nachzufragen, doch sie wartet, bis Lana weiterspricht.

»Ich will jemanden wiederfinden, den ich vor langer Zeit verloren habe.«

*Eine Liebesgeschichte*, denkt Malou. »Jemanden, den du aus den Augen verloren hast, oder jemanden, der vermisst wird?«

»Jemanden, der vermisst wird. Ich vermisse ihn so sehr! Es ist zu lange her.«

»Lana, von wem sprechen wir?«

»Von meinem Bruder Lucas.«

»Das tut mir leid. Was ist passiert? Seit wann wird er vermisst?«

»Seit dem 21. Juli 2000. Er war erst achtzehn. Das Einzige, das man von ihm fand, waren seine Kleidung und ein Abschiedsbrief. Alle dachten, er sei in den See gegangen.«

»Ein Suizid?«

Lana nickt stumm.

»Aber du denkst das nicht?«, hakt Malou nach.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Vor drei Monaten ist unser Vater gestorben. Er hat uns allein großgezogen, und wir standen uns sehr nah. Nach seinem Tod hat mir Lucas geschrieben.«

»Einen Brief?«

»Nein, eine Nachricht auf Instagram. Von einem anonymen Profil.«

»Warum glaubst du, dass die Nachricht von deinem Bruder stammt?«

»Sie kann nur von ihm sein. Er hat über Dinge geschrieben, die niemand sonst weiß.«

»Kannst du mir die Nachricht zeigen?«

»In meinem Nachttisch liegt eine Dokumentenmappe, unterste Schublade. Alles, was du wissen musst, findest du da drin. Ich habe die Unterlagen all die Jahre aufgehoben.«

Malou zieht die Schublade heraus und greift nach der Mappe. Sie klappt sie auf und sieht, dass sich darin zahlreiche vergilbte Zeitungsartikel und auch einige Fotos befinden. Das erste Bild, auf das sie beim Durchblättern stößt, zeigt einen schwarzhaarigen Jungen mit einem Lachen im Gesicht.

Lana streckt die Hand aus, greift nach dem Umschlag, der auf dem Nachttisch liegt, und reicht ihn Malou.

»Das ist für dich.«

Malou blickt hinein. »Es ist zu viel.«

»Geld spielt keine Rolle mehr. Was soll ich damit noch

anfangen? Nichts ist mir mehr wert, als meinen Bruder noch einmal wiederzusehen, bevor ich sterben muss. Das ist mein letzter Wunsch.« Wieder lässt ein Hustenanfall Lana beben. Dieses Mal dauert es länger, bis sie sich davon erholt und wieder genug Atem hat.

»Wie lange, glaubst du ...«

»Ich weiß es nicht. Kaum mehr als zwei Wochen. Dir bleibt nicht viel Zeit. Hilfst du mir?«

Malou muss nicht überlegen, sie hat sich längst entschieden.

»Ich nehme den Auftrag gerne an, und ich werde mein Bestes geben. Versprochen.« Nun greift sie doch nach Lanas Hand, drückt sie fest.

Noch nie hat sie ein Versprechen so ernst gemeint. Sie möchte Lana Dutzende Fragen stellen, möchte sie anflehen, durchzuhalten, bis sie ihren Bruder gefunden hat. Doch all das sagt Malou nicht. Die Müdigkeit scheint Lana zu erdrücken. Es ist Zeit, zu gehen. Malou steckt die Mappe und den Umschlag mit den Geldscheinen ein.

»Ich beginne heute mit der Suche und melde mich bald. Bestimmt werde ich einige Fragen haben.«

»Tu das. Du findest mich hier, ich renne nicht weg.«

Malou drückt Lana noch einmal die Hand, dann steht sie auf und geht zur Tür. Während sie den Schlüssel dreht, blickt sie zum Bett zurück.

»Da ist noch etwas, was du wissen musst.« Lanas Flüstern ist kaum zu verstehen.

Malou hält inne, macht wieder einen Schritt auf sie zu.

»Es gibt da ein Problem.«

»Was für ein Problem?« Malou ist alarmiert.

- »Lucas will um keinen Preis gefunden werden.«
- »Warum nicht?«
- »Weil er ein Mörder ist.«



### 3.

*Lucas Boban. Ein Mörder. Seit sechsundzwanzig Jahren untergetaucht. Und ich soll ihn finden!*

Während Malou auf Bruna Richtung Hindelbank tuckert, wirbeln ihr die Gedanken wild durch den Kopf. Sie fragt sich, warum sie nicht ein Mal, nur ein einziges Mal, einen einfachen Auftrag erhält, einen Fall, der sich leicht lösen lässt. Hat sie tatsächlich gerade einer sterbenden Frau versprochen, für sie nach einem Mörder zu suchen, dem es seit einem Vierteljahrhundert gelingt, sich nicht finden zu lassen?

»Ich bin von allen guten Geistern verlassen«, sagt Malou laut, obwohl niemand sie hören kann.

Viel hat sie über den Fall von Lanas Bruder noch nicht in Erfahrung bringen können: Nach ihrer Ansage hat Lana die Augen geschlossen und damit deutlich gemacht, dass die Unterhaltung für heute beendet war. Malou hätte sich am liebsten sofort durch die Unterlagen in der Dokumentenmappe gearbeitet, aber es blieb ihr nicht genug Zeit. Stattdessen hat sie sich auf den Weg zum Frauengefängnis in Hindelbank gemacht: Der wöchentliche Besuch bei ihrer Freundin Bettina steht an. Sie will nicht zu spät kommen; die wenigen gemeinsamen Mo-

mente sind zu kostbar. Durch ihre Begrenzung erhält die Zeit hinter Gittern einen anderen Wert. Während der Besuche verfliegt sie im Eiltempo, um danach für jene, die drinbleiben müssen, wieder nahezu stillzustehen.

Ihre Ausflüge zu Bettina haben sich für Malou zu einer lieb gewonnenen Routine entwickelt, aber sie sind weit mehr als das: Bettina ist nicht nur eine gute Freundin und Ex-Kollegin, sondern, wenn man so will, auch ihre einzige Mitarbeiterin. Malou weiß nicht, was sie bei ihren letzten beiden Fällen ohne Bettinas Hilfe gemacht hätte. Außerdem wäre es ein Jammer, Bettinas Potenzial brachliegen zu lassen, nur weil sie im Gefängnis sitzt. Schon als sie noch gemeinsam bei der Mordkommission gearbeitet haben, trug Bettina den Spitznamen *The Brain*. Sie ist eine wandelnde Festplatte, auf der sämtliche Verbrechen der Neuzeit bis ins kleinste Detail gespeichert zu sein scheinen.

Für Malou und Bettina ist die ungewöhnliche Zusammenarbeit eine Win-win-Situation: Malou hat die beste ehrenamtliche Mitarbeiterin, die sie sich wünschen kann, und Bettina erhält etwas Abwechslung im eintönigen Knastalltag. Mittlerweile legt ihnen die Gefängnisleitung auch kaum noch Steine in den Weg; Malou muss sich nicht mehr an all die strengen Auflagen für Besucher halten. So ist es ihr zum Beispiel gestattet, Unterlagen mitzubringen.

Malou stellt ihre Vespa auf dem Parkplatz ab, nimmt den Helm ab und wuschelt sich die verschwitzten Haare zurecht – es ist erst Ende Juni, aber schon so heiß wie sonst im August. Dann drückt sie auf den Knopf am Kasten neben dem Gittertor und hält ihren Ausweis in die

Kamera. Mit einem ratternden Quietschen setzt sich das Tor in Bewegung. Man kennt sie hier.

Malou begibt sich zur Sicherheitsschleuse am Empfang.

»Frau Löwenberg, schön, dass Sie hier sind.« Frau Birchers Stimme dringt dumpf durch die kleinen Löcher in der schusssicheren Scheibe. Malou will ihr den Ausweis zeigen, doch die Gefängnismitarbeiterin winkt sie weiter. »Ich rufe jemanden, der Sie zu Frau Flückiger bringt«, sagt sie und greift zu einem Hörer.

»Kann ich die Unterlagen mitnehmen?« Malou hält die Dokumentenmappe hoch.

»Ein neuer Fall?«

Malou nickt.

»Wenn der Metalldetektor nicht Alarm schlägt, sollte das kein Problem sein.«

»Danke.«

Als Malou ins Besuchszimmer geführt wird, ist Bettina schon da und steht auf für eine Umarmung. Eine kurze Berührung ist erlaubt. Einmal mehr erschrickt Malou, wie blass ihre Freundin ist. Wie dünn.

»Danke, dass du da bist.« Bettina setzt sich wieder hin, und Malou nimmt auf dem zweiten Stuhl Platz.

»Danke, dass ich kommen darf.«

Sie müssen beide lachen, weil sich die ersten Sekunden jedes Mal furchtbar steif anfühlen.

»Wie geht es dir?« Die Frage ist mehr als eine Floskel. Malou ahnt, wie schwer sich Bettina mit dem Gefängnisleben tut, obwohl sie es selten zugibt.

»So lala.«

»Was ist passiert?«

»Ich habe einen Brief erhalten. Von seiner Mutter.«

Malou weiß sofort, von wem Bettina spricht. Von der Mutter ihres Opfers.

»Sie will mich besuchen«, fährt Bettina fort.

Malou erinnert sich, dass die Mutter ihren nun toten Sohn damals früh in ein Heim gegeben hat, weil sie, selbst fast noch ein Kind, nicht mit ihm zurechtkam.

»Wirst du sie treffen?«

»Ja, ich denke, das bin ich ihr schuldig. Irgendwie.«

»Nein, du schuldest ihr nichts.«

»Ich weiß nicht, mal sehen. Ich habe ihr noch nicht geantwortet. Aber zeig mal, was hast du da?« Bettina deutet auf die Dokumentenmappe. »Einen neuen Fall?«

Malou hat nur auf das Stichwort gewartet. Sie erzählt Bettina von ihrem Besuch im Hospiz, von Lana Boban, die nur noch wenige Wochen zu leben hat, und von deren letztem Wunsch, ihren Bruder noch einmal wiederzusehen.

»Ihr Bruder wird vermisst?«, fragt Bettina dazwischen.

»So kann man es auch ausdrücken. Er ist untergetaucht.«

»Warum?«

»Weil er ein Mörder ist.«

»Bloody hell!« Bettina klopft mit beiden Handflächen auf den Tisch. »Echt jetzt, oder machst du einen Scherz?«

»Kein Scherz.«

»Malou, du kannst den Auftrag unmöglich annehmen! Was machst du, wenn du ihn findest? Du müsstest ihn

sofort der Polizei ausliefern, und das ist kaum im Sinne deiner Klientin – oder will sie etwa, dass er in den Knast kommt? Wen hat er denn umgebracht? Und warum?»

Die Fragen sprudeln nur so aus Bettina heraus, und Malou weiß auf keine davon eine Antwort.

»Keine Ahnung. Ich hatte noch keine Zeit, die Dokumente zu lesen. Ich komme direkt aus dem Hospiz. Allerdings habe ich Lana bereits versprochen, dass ich nach ihrem Bruder suchen werde.«

»Wie war ihr Name? Lana Boban? Die Politikerin? Ich habe mal für sie geschwärmt. Sie sieht unglaublich gut aus.«

»Genau die. Aber du würdest sie kaum wiedererkennen; die Krankheit hat sie schwer gezeichnet.«

»Es wurde nie publik, dass sie die Schwester eines Mörders ist, daran würde ich mich erinnern. Zeig her!«

Ungeduldig öffnet Bettina die Dokumentenmappe, die zwischen ihnen auf dem Tisch liegt. Sie zieht die erste Zeitungsnotiz heraus und beginnt, laut vorzulesen.

### **Drei Teenager verschwunden**

Seit Freitag werden drei Jugendliche aus dem Kanton Bern vermisst. Jenny Seiler (16), Nora Ritschard (16) und Lucas Boban (18) aus Interlaken sind nach einem gemeinsamen Abend nicht nach Hause zurückgekehrt. Es ist möglich, dass sich die drei ohne Vorankündigung auf eine Wanderung begeben haben und in Not geraten sind. Denkbare

ist ebenso, dass sie mit den öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs sind, ohne dass sie jemandem Bescheid gesagt haben. Gemäß Mediensprecher Kurt Herrmann geht die Polizei im Moment nicht von einem Gewaltverbrechen aus, kann ein solches aber auch nicht ausschließen. Sachdienliche Hinweise nimmt jede Polizeidienststelle entgegen.

»Da steht noch nichts von einem Mord.« Bettina legt die Zeitungsnotiz auf den Tisch. Die Fotos neben der Meldung zeigen die Gesichter von drei Jugendlichen: eine hübsche Blonde mit Zahnspange, ein brünettes Mädchen mit frechem Kurzhaarschnitt, das herzlich lacht, und ein Junge, der versucht, möglichst cool in die Kamera zu blicken. Genau wie seine Schwester hat er dichtes schwarzes Haar. Unter den kräftigen Brauen liegen dunkle Augen, die ihn viel erwachsener wirken lassen, als er damals gewesen sein kann.

Malou sucht in der Mappe nach dem Foto, das sie zuvor gesehen hat – es zeigt ihn lachend –, und legt es daneben. Er war wirklich ein gut aussehender junger Mann. Malou zweifelt keine Sekunde daran, dass sie als Teenager für ihn geschwärmt hätte.

»Lucas Boban«, sagt sie laut, ohne den Blick von seinem Bild zu lösen.

»Da haben wir etwas.« Bettina hat einen anderen Artikel herausgesucht, rasch überfliegt sie den Text. »Hier steht, dass am darauffolgenden Sonntag Lucas' Kleidung am Ufer des Thunersees gefunden wurde, zusammen mit einem Abschiedsbrief.«

»Und die beiden Mädchen?«

»Von denen fehlte da noch immer jede Spur.«

»Schreiben sie, was in dem Abschiedsbrief stand?«

»Nein, kein Wort dazu. Der muss aber irgendwo sein ...«

Malou blättert die Papiere in der Mappe durch und stößt auf die Kopie eines handschriftlichen Briefes.

»Ist er das?«, fragt Bettina.

Malou nickt und liest die Worte, die ein achtzehnjähriger Junge vor sechsundzwanzig Jahren an seinen Vater und seine Schwester gerichtet hat. Es ist ein Brief voller Verzweiflung.

## 4.

**22. Juli 2000**

Er fand keine Worte, weil es die richtigen nicht gab. Nichts, was er schreiben konnte, hätte das Geringste erklärt; es gab kein Verstehen, keine Entschuldigung, keinen Sinn. Er konnte ja selbst nicht fassen, was geschehen war, nicht begreifen, dass er getötet hatte. Dass er fähig war, so etwas zu tun. Die Sprache war ihm in dieser Nacht verloren gegangen. Er fühlte sich leer, in ihm war nichts mehr außer stummem Entsetzen. Er hatte nichts Menschliches mehr an sich. Was war bloß mit ihm passiert?

Lieber Papa, liebe Lana ...

Er durfte nicht schweigend gehen, weil das ihren Schmerz nur noch größer machen würde. Er wusste, es war das Schlimmste, was er seinem Vater und seiner Schwester antun konnte. Nach allem, was Papa für sie getan hatte. Doch bleiben ging nicht. Weil das Schrecklichste geschehen war und er es nicht rückgängig machen konnte. Himmel, was hätte er dafür gegeben, die Zeit zurückzudrehen!

Er fuhr sich mit einer Hand ins Haar, zerrte daran und riss sich ein Büschel aus, doch er spürte keinen Schmerz. Der Teufel musste in ihn gefahren sein.



Es zerreißt mich, dass ich gehen muss.

Der Teufel oder sonst etwas. Denn das war nicht er. Er konnte das nicht gewesen sein, und doch wusste er, dass er es getan hatte. Warum nur hatte er sich auf die Scheiß-idee eingelassen? Mit einem Toten sprechen!

Er hatte es nicht ernst genommen. Wie hätte er auch ahnen können ...?

Ein Weinkrampf übermannte ihn und raubte ihm den Atem, seiner Kehle entfuhr ein klagender Laut. Sie hatten einen Toten beschwören wollen, und dabei war er ungefragt zum Handlanger des Todes geworden. Jemand – etwas, ein *Es*, ein Geist oder Satan persönlich – hatte von seinem Körper Besitz ergriffen. Alles war außer Kontrolle geraten. Er wusste, wie bescheuert das klang, keiner würde ihm glauben. Und doch – so musste es gewesen sein.

Ich war nicht ich selbst. Etwas ist mit mir passiert.

Die Erinnerung an die Tat war weg. Sein Gehirn hatte sich geweigert, das Schlimmste abzuspeichern. Da war nichts als eine schwarze Wand.

Aber an das *Danach* konnte er sich nur allzu gut erinnern. Alles war voller Blut gewesen. Und die Mädchen ... sie waren tot! Das Messer in seiner Hand, Schnittwunden innen an seinen Fingern, so fest hatte er zugestochen. Die Leichen ... das waren nicht mehr Jenny und Nora, sondern zwei blutige, tote Haufen Mensch.

Erst war da eine Benommenheit gewesen, dann Entsetzen, Erkennen, Schock. Panisch war er losgerannt, nur

weg. Mit den blutgetränkten Klamotten musste er ausgesehen haben wie ein Zombie. Es war noch Nacht, die Welt lag im Schlaf, und er rannte, als ginge es um sein Leben. Dabei hatte er auch dieses gerade eben zerstört.

Ihr werdet euch fragen: Warum? Ich kann euch keine Antwort geben. Ich verstehe es nicht. Ich weine und weine und weine und weiß nicht, was ich schreiben soll.

Nach Hause konnte er nicht, also hatte er – völlig außer Atem – bei Speedy an die Scheibe geklopft. Speedy, der rechtzeitig gegangen und der älter war als er, der sicher wissen würde, was zu tun war. Speedy, der Coole, der Erfahrene, der immer alles geradebiegen konnte.

Sein Freund hatte verschlafen das Fenster geöffnet, dann jedoch war er schlagartig hellwach gewesen. Wie im Traum waren sie zusammen zurück zur Ruine gefahren. Er hatte nicht einmal geweint, sondern getan, was Speedy ihm sagte und für richtig hielt. In Lucas' Wahrnehmung war alles verschwommen gewesen, irgendwie unreal, als bewegte er sich in einem Film. In einem Horrorfilm.

Die Tränen waren erst später gekommen. Stundenlang hatte er geheult und gedacht, dass er nie mehr damit aufhören würde.

Ich kann mit dieser Schuld nicht leben. Es tut mir leid!

Durfte er sich das Recht herausnehmen, weiterzuleben, nachdem er zwei Leben ausgelöscht hatte?

*Ein Mann übernimmt Verantwortung und steht für seine Taten gerade, hätte sein Vater gesagt.*

Wie sehr er ihn enttäuschen musste! Papa. Nie mehr seine Stimme hören ...

Papa, danke für alles, was du für mich getan hast.  
Kümmere dich gut um Lana, sie ist die beste Schwester der Welt. Und du warst mir ein guter Vater.

Der Kugelschreiber schmierte auf dem tränennassen Papier.

Lana, liebe Lana, sei nicht traurig. Wenn jemand stirbt, kann man ihn zwar nicht wiedergesehen, aber ich bin trotzdem nicht weg. Ich werde dein Schutzengel sein. Sei stark! Du wirst ein wunderbares Leben haben. (nach Papa stolz!)

Was schrieb man, wenn es die letzten Worte waren? Er sah Lanas Gesicht vor sich, hörte, wie sie lachte, wenn er sie kitzelte.

Er weinte noch immer, obwohl er längst keine Tränen mehr hatte. Seine Brust schmerzte, als hätte jemand sein Herz herausgerissen.

Er hatte alles zerstört.

Verzeiht mir, dass ich gehen muss. Ich liebe euch. Macht's gut.

Nie mehr Lanas Haare kämmen. Nie mehr Papas Arm auf seiner Schulter spüren. Nie mehr Fischstäbchenparty vor dem Fernseher feiern. Nie mehr mit seinen Freunden

quatschen. Nie mehr mit Lana in den kalten See springen.  
Nie mehr. Nichts mehr.

PS: Es tut mir unendlich leid.

## 5.

Einen Moment lang ist es still im Besuchszimmer der Frauen-Justizvollzugsanstalt in Hindelbank. Hinter dem vergitterten Fenster ist der Gesang einer Amsel zu erahnen. Über der Tür tickt die Uhr, als würde sie die Minuten rückwärtszählen.

»Was für ein trauriger Abschiedsbrief.« Malou legt das Schreiben zur Seite.

»Lucas wollte sich also das Leben nehmen, weil er die zwei Mädchen umgebracht hat?« Bettina blättert auf der Suche nach einer Antwort durch die Artikel in der Dokumentenmappe. »Hier!«

Sie deutet auf ein Zeitungsbild. Es zeigt ein Seeufer, eine Totale, aus weiter Entfernung aufgenommen. Das Gebiet ist mit Absperrband markiert. Dahinter sieht man einen Leichenwagen, rechts davon steht eine Gruppe von Menschen, ein Mann trägt eine Uniform. *Grausiger Fund: Tote Frau aus dem Thunersee geborgen*, steht unter der Fotografie. Der Journalist, der den Artikel geschrieben hat, mutmaßt, dass es sich bei der Toten um eines der vermissten Mädchen handeln könnte.

»Wann ist der Text erschienen?«, fragt Malou.

Bettina sucht oben auf der vergilbten Seite nach dem

Datum. »Am 4. August 2000, etwa zwei Wochen nach ihrem Verschwinden.«

In einem weiteren Artikel wird der Verdacht bestätigt: Am 8. August gab die Polizei auf einer Pressekonferenz bekannt, dass nach intensiver Suche eine zweite Leiche geborgen werden konnte, und sie bestätigt, dass es sich bei den beiden gefundenen Frauen um Jenny Seiler und Nora Ritschard handelte.

»Wir gehen von einem Gewaltdelikt aus«, zitiert Malou aus dem Artikel. »Aus ermittlungstaktischen Gründen können wir nicht mehr dazu sagen.«

»Zwei tote Mädchen im See.« Bettina überlegt laut. »Bei mir klingelt da was.«

Malou schweigt. Aus Erfahrung weiß sie, dass gleich noch mehr kommen wird.

»Ich erinnere mich vage an das Delikt, ich war damals noch in der Polizeischule. Der Fall um die toten Mädchen war zwar kein großes Thema, aber es gab irgendeinen Zusammenhang zu einem anderen Verbrechen, das hohe Wellen geschlagen hatte.«

»Von welchem Fall sprichst du?«

»Ich denke gerade nach ... Die Mädchen stammten aus Interlaken?«

»Ja.«

In dem Moment tritt die Aufseherin, die Malou hereingeführt hat, an den Tisch. »Frau Flückiger, die Besuchszeit ist um.«

»Noch einen Moment, bitte.«

»Nein, wir sind schon fünf Minuten drüber, Sie müssen in die Werkstatt zurück.«

»Papierservietten zusammenfalten ...« Bettina verdreht genervt die Augen, doch sie fasst sich gleich wieder. »Kannst du die Unterlagen kopieren und sie mir zukommen lassen?«

»Gerne.«

Bettina steht auf und wird weggeführt, bevor sie sich richtig verabschieden kann.

»Ich melde mich, wenn es mir einfällt!«, ruft sie Malou zu, bevor sie durch die Tür verschwindet.

Auf dem Weg von Hindelbank in ihr Büro legt Malou einen Zwischenstopp bei Shahid ein. Sein indischer Imbiss ist sozusagen Malous zweite Küche, da sie selbst eine miserable Köchin ist.

»Frau Privatdetektivin!«, brüllt Shahid, um den Bollywood-Song zu übertönen, der aus dem Fernseher über seinem Kopf plärrt. »Schön, dich zu sehen. Nimm doch Platz, ich bringe dir einmal Palak Paneer.«

Shahid kennt sie zu gut. Malou ist nicht nur sehr oft in seiner Imbissbude, sie isst auch sehr oft dasselbe: Sie liebt den Frischkäse und den Spinat nach Shahid-Art.

»Heute nur zum Mitnehmen, bitte.«

»Oho!«, ruft Shahid überrascht aus. »Arbeit? Ein neuer Fall? Und warum weiß ich nichts davon?«

»Du wirst der Erste sein, der es erfährt, wenn ich etwas herausgefunden habe.« Malou sagt es mit einem Lachen, doch in derselben Sekunde wird ihr bewusst, dass das diesmal wohl nicht stimmt. Sie und Bettina hatten zu wenig Zeit, um ihr eigentliches Dilemma zu besprechen: Falls Lucas tatsächlich noch lebt, wie Lana behauptet,

und falls Malou ihn finden sollte – dann wird sie kaum damit prahlen können, einen Mörder aufgespürt zu haben. Vor allem dann nicht, wenn sie ihre ehemaligen Kollegen bei der Polizei nicht sofort darüber informiert.

Malou ist klar, dass sie sich strafbar machen würde, wenn sie einen Mörder deckt. Doch wie soll sich Lanas Wunsch erfüllen, wenn ihr Bruder zwar gefunden wird, aber direkt in U-Haft wandert? Malou mag nicht darüber nachdenken, was sie tun würde, wenn es so weit wäre – zu viele Konjunktive, ihr ist das alles zu hypothetisch. Noch hat sie keine Ahnung, ob es ihr wirklich gelingen kann, Lucas zu finden. Trotzdem wird sie mit Lana über diesen Punkt sprechen müssen.

»Aber du hast einen Auftrag?« Shahid streckt Malou den Kassenbon hin.

»Ja. Eine Frau, die nach ihrem vermissten Bruder sucht«, sagt sie vage, während sie einen Zehnfrankenschein und ein paar Münzen aus der Hosentasche klaubt.

»Ein schwieriger Fall?« Shahid greift nach der Plastikschele, die ihm aus der Küche gereicht wird, und packt sie in eine Papiertüte. Er legt eine Gabel und eine Serviette dazu.

»Kann man so sagen.« Malou reicht ihm das Geld und nimmt die Tüte entgegen.

»Du bist ja sehr gesprächig heute«, kommentiert Shahid.

»Und du bist sehr neugierig heute«, gibt Malou zurück. Sie verabschieden sich mit einem Lachen.

Eine kurze Fahrt von fünfzehn Minuten später schließt Malou die Tür zu ihrem Vermisstenbüro auf. Sie hat ihre